



WESTEND

Alfred W. McCoy

Leseprobe

DIE CIA UND DAS HEROIN

Weltpolitik durch Drogenhandel

ALFRED W. MCCOY

**DIE CIA
UND
DAS HEROIN**

Weltpolitik durch Drogenhandel

WESTEND

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: Ein kleine Geschichte des Heroins	44
1 Sizilien: Heimat der Mafia	75
2 Marseille: Amerikas Heroinlabor	100
3 Opium für die Eingeborenen	135
4 Der Opiumboom des Kalten Kriegs	192
5 Südvietnams Heroinhandel	267
6 Hongkong: Asiens Heroinlabor	345
7 Das Goldene Dreieck	367
8 Krieg gegen die Drogen	491
Schluss: Die Geheimkriege der CIA	570
Anmerkungen	658

Vorwort

Für Professor Bernhard Dahm, Passau, Ratgeber und Mentor in den schwierigen Tagen, in denen ich dieses Buch schrieb.

Die Arbeit an diesem Buch war eine lange Reise, die mich von Amerika nach Asien führte und von meiner Jugend in meine reifen Jahre. Mit 25, damals in meinem zweiten Jahr an der Yale Graduate School, machte ich mich 1970 auf, um die politischen Bedingungen des Heroinhandels zu untersuchen, besonders die verborgenen Bündnisse zwischen Drogenbaronen und Geheimdiensten. Ich überlebte die unvorhergesehenen Abenteuer dieser Expedition, und zwei Jahre später veröffentlichte ich *The Politics of Heroin in Southeast Asia*, ein Buch, in dem ich den Heroinhandel eher enthüllte als erklärte.

Im Laufe der folgenden 15 Jahre kehrte ich mehrmals nach Südostasien zurück, um für Aufsätze über den Drogenhandel zu recherchieren und Material für ein zweites Buch mit dem Titel *Drug Traffic* zu sammeln, eine Studie über Verbrechen und Korruption in Australien. Dann, Mitte der 90er Jahre, begann ich mit den Überarbeitungen an einer aktualisierten Ausgabe dieses Buches und konzentrierte mich dabei auf die Drogenkriege, die die USA in den Jahrzehnten seither geführt hatten. 2012 lud mich die Geschichtsfakultät der Yale-Universität, wo ich 1977 meinen Doktor gemacht hatte, zu einer Vorlesung ein, die mich dazu veranlasste, tiefer in die theoretische Bedeutung dieser elenden Abfolge verdeckter Kriege, Drogenkriege und massenhaften Rauschgiftsucht zu blicken, über die ich seit mehr als 40 Jahren geschrieben hatte.

Dieses lebenslange Projekt begann im Herbst 1970, als mich eine Lektorin von Harper & Row, Elisabeth Jakab, aus New York anrief. Sie suchte jemand, der ein für ein breites Publikum taugliches Taschenbuch über die damals in den Reihen der US-Armee in Südvietnam epidemisch um sich greifende Heroinsucht schreiben konnte. Ein paar Monate zuvor hatte ich einen Band über den Geheimkrieg der CIA in Laos herausgegeben, mit einer kurzen Erörterung des Opiumhandels in diesem Land. Wäre ich daran interessiert, fragte sie, mich ein paar Monate in die Bibliothek zu setzen und den historischen Hintergrund dieser außerordentlichen Drogenepidemie zu recherchieren? Ihr schwebte ein schnell geschriebenes Sachbuch vor.

Also hockte ich mich in meine Lesekabine im gotischen Turm der Sterling Memorial Library von Yale und spürte dem südostasiatischen Opiumhandel in Regierungsberichten nach, die bis in die 1890er Jahre zurückgingen. Doch als ich mich bis zur Mitte der 1950er Jahre vorgearbeitet hatte, fehlten in den Berichten immer mehr Daten. Binnen Wochen steckte meine Arbeit in einer Sackgasse. So begann ich, mich vorsichtig außerhalb der Bibliothek umzuschauen.

Was als kurze Bibliotheksrecherche begann, wuchs sich – nach vier Zufallsbegegnungen in den ersten Monaten der Forschung – bald zu einem weitaus ehrgeizigeren Projekt aus.

Während der Frühlingsemesterferien 1971 unterbrach ich meine Forschung in der Yale-Bibliothek, um in Paris französische Offiziere über den Opiumhandel während des Indochinakriegs in den frühen 50er Jahren zu befragen. Nassforsch, wie ich war, rief ich bei einem französischen Flugzeugproduzenten an, um ein Interview mit General a. D. Maurice Belleux zu bekommen. Als man mich in ein Büro mit Panoramablick auf einen Pariser Boulevard führte, ein Raum voller Hubschrauberfotos und Möbel aus der Zeit Ludwigs XVI., wurde mir klar, dass hier ein französischer Topmanager seine Zeit für einen jungen Amerikaner opferte, der gerade einmal die Uni abgeschlossen hatte. Der General war, wie sich herausstellte, einst Chef des französischen Geheimdienstes in Indochina gewesen. Aber der Krieg war lange her, und so blickte er mit akademischer Leidenschaftslosigkeit zurück, um mir zu erklären, wie er durch Opiumhandel Geld für seine unterfinanzierten Geheimoperationen beschafft hatte. Unter anderem hatte er mit seinen Drogengeschäften eine antikommunistische Koalition geschmiedet, die von laotischen Bergvölkern bis hin zu Saigoner Politikern, Polizisten und Gangstern reichte. Was war mit seinem Apparat geschehen, nachdem die Franzosen 1955 aus Saigon abgezogen waren? Der US-Geheimdienst, »Ihre CIA«, erwiderte der General, habe das Ganze übernommen – einschließlich der Drogen. Eine Reise nach Saigon, empfahl Belleux, könnte mir das bestätigen.

Ein weiterer französischer Veteran untermauerte die bemerkenswert aufschlussreichen Auskünfte des Generals und wies mich in dieselbe Richtung. Als Berufssoldat bei den Fallschirmspringern war Oberst Roger Trinquier den Weg gegangen, der seine Soldatengeneration von der Niederlage in Vietnam über die Folterung algerischer Widerstandskämpfer in der Kasbah von Algier während des schmutzigen Kriegs bis zum Aufbau weißer Söldnerarmeen im subsaharischen Afrika geführt hatte. Der Oberst lud mich in sein elegantes, mit vietnamesischem Porzellan und

chinesischem Rosenholz geschmücktes Apartment ein, wo er mir höchst detailliert auseinandersetzte, wie sein Kommando in Indochina 1950 das koloniale Opiummonopol übernommen und dazu benutzt hatte, Geheimdienstoperationen unter den Bergvölkern in Tongking und Laos zu finanzieren. Seine Fallschirmspringer hatten das Opium von den Stämmen eingesammelt, in geheimen Luftwaffenflügen nach Saigon geschafft und an Opiumhöhlen verkauft, die von einer organisierten Verbrecherbande namens Binh Xuyen betrieben wurden. Es war das erste Mal, dass ich einem »Geheimkrieger« gegenüber saß, einem jener Leute, die im Auftrag ihres Staates in anderen Ländern verdeckte Operationen steuern und Geheimkriege führen. Seine Präsenz war erdrückend. Wenn er sich vorbeugte, um still und präzise seine Argumente zu erläutern, strahlte er eine Energie aus, die mir wie eine Ohrfeige ins Gesicht schlug. Als ich seine Wohnung verließ, wusste ich mehr über Opium, als ich mir je hätte vorstellen können. Aber ich war erschüttert, eingeschüchtert, ausgepowert. Rückblickend war ich aus der gesitteten Welt der Universität in das Reich verdeckter Kriegführung eingetreten, eine Welt unbegrenzter Grausamkeiten und schrankenloser Willkür.

Ein paar Wochen später war ich wieder zurück in New Haven bei Straßendemonstrationen für Bobby Seale, den Führer der Black Panther, wo ich zufällig den Beatnik-Dichter Allen Ginsberg kennenlernte. Bei einem Kaffee an der Bushaltestelle entwickelte er eine düster-poetische Vision der CIA-Beteiligung am südostasiatischen Heroinhandel, die er einige Monate später in ein wütend-ironisches Gedicht fasste, »CIA Dope Calypso«, das in spätere Anthologien keinen Eingang fand:

Touby Lyfong der arbeitete für die Franzosen
Ein dicker fetter Mann der gerne aß und hurte
Fürst der Meo der schwarzen Dreck anbaute
Bis sich Opium wie eine Flut durchs Land ergoss

Kommunisten kamen und verjagten die Franzosen
So nahm Touby eine Stelle bei der CIA ...

Und sein bester Freund General Vang Pao
Betrieb die Meo-Armee wie eine heilige Kuh
Helikopterschmuggler füllten die Bars von Long Cheng
Auf der Ebene der Krüge in der Provinz Xieng Quang

Es begann im Geheimen sie kämpften gestern
Klandestine Geheimarmee der CIA

Während der ganzen 60er floss der Stoff frei
Durch Tan-Son-Nhut-Saigon zu Marschall Ky
Air America flog weiter bis zum Ende
Transportierte Confiture¹ für Präsident Thieu

All diese Dealer waren Jahrzehnte und gestern
Der indochinesische Mob der US-CIA²

Um diese Bilder mit Fakten zu belegen, schickte mir Ginsberg später einen ganzen Karton unveröffentlichter *Time-Life*-Nachrichtenmeldungen, die er in New York aus ihren Ordnern entwendet hatte: Sie dokumentierten die Beteiligung der US-Verbündeten am asiatischen Opiumhandel.

Die dritte Zufallsbegegnung war die unwahrscheinlichste von allen. Ein ehemaliger Kommilitone aus dem Studentenklub der Columbia-Universität hatte mich zur Hochzeit seiner Schwester in der feinen New Yorker Gesellschaft eingeladen. Ich war erstaunt, als eine Gruppe von Marineoffizieren, Gäste des Bräutigams, von nordvietnamesischen Soldaten erzählte, die mit Nadeln im Arm an den Hängen von Khe Sanh³ tot aufgefunden wurden, und von kommunistischen Lastwagenkonvois mit Heroinladungen für die amerikanischen Truppen, die auf dem Ho-Chi-Minh-Pfad⁴ nach Südvietnam rollten.

Auf der Spur des Heroins

Nachdem ich bei meinen Yale-Professoren längst überfällige Hausarbeiten abgegeben hatte, brach ich im Sommer 1971 nach Südostasien auf. Auf dem Weg machte ich in Washington, D.C. Station, um mit dem legendären CIA-Agenten Edward Lansdale zu sprechen, dem Nachfolger von General Belieux in Saigon. Sowohl Lansdale als auch sein ehemaliger Mitarbeiter Lucien Conein empfingen mich in ihren bescheidenen Vororthäusern in der Nähe des CIA-Hauptquartiers in Langley, Virginia, und erzählten mir Geschichten vom Drogenhandel der Franzosen, der Korsen und der Vertrauten des südvietnamesischen Präsidenten Ngo Dinh Diem in Saigon. Ein weiteres Mitglied aus Lansdales altem Saigon-Team, Bernard Yoh, fuhr mich in späten Abendstunden durch dunkle Straßen und schilderte mir in langen Gesprächen die Opiumgeschäfte, den chinesischen Handel und die politischen Intrigen der Saigoner Unterwelt. Bei einem Besuch des Washingtoner Büros des damals frisch gegründeten Dispatch News Service, der sich einen Namen durch die Aufdeckung des My-Lai-Massakers⁵ gemacht hatte, erfuhr ich, dass einer seiner freien Korrespondenten, ein Australier namens John

Everingham, gerade an einem Bericht über CIA-Hubschrauber schrieb, die in Laos Opium transportierten. Aber wie sollte ich ihn aufspüren? Ganz einfach: Everingham sei der einzige Weiße in Saigon, der einen blonden Pferdeschwanz und einen »schwarzen Pyjama« im Vietcong-Stil trage.

Bei einem meiner letzten Gespräche in den USA erhielt ich die erste der Todesdrohungen, die meine Recherche begleiteten. Auf meinem Weg nach Westen machte ich Halt an einer restaurierten Getreidemühle aus dem 19. Jahrhundert am Ufer des Flusses Readyville in Tennessee. Ihr Eigentümer, ein junger Mann namens Joe Flipse, war kurz zuvor von einem Einsatz in Laos zurückgekehrt, bei dem es um Unterstützung von Flüchtlingen und verdeckte Kriegführung ging. Wir saßen über einer Tasse Kaffee an seinem Küchentisch, als er unser Gespräch seelenruhig mit der Drohung beendete, mich umzubringen, falls ich mich bei irgendeiner Information auf ihn beriefe.

Nachdem ich in Boing-707-Maschinen kreuz und quer durchs Land geflogen war, landete ich in San Francisco, um den Berkeley-Professor und Dichter Peter Dale Scott zu besuchen. Er brachte mich mit einem ausgeschiedenen Angehörigen der US-Spezialeinheit Green Berets zusammen, der am Geheimkrieg der Amerikaner in Laos teilgenommen hatte und mir am Telefon erzählte, dass er CIA-Flugzeuge gesehen habe, die mit Opium beladen wurden. Am nächsten Morgen klopfen wir an seine Tür in einer Wohnanlage im Osten Palo Altos. Hereingelassen wurden wir nicht, der Veteran war sichtlich außer Fassung und sagte, er habe eine »Nachricht« bekommen. Was war passiert? »Folgen Sie mir«, sagte er und führte uns über den Parkplatz zu seinem MG-Sportwagen. Er deutete auf etwas an der Beifahrertür. Das, so erklärte er, sei das Werk eines chemischen Sprengstoffs, der ein Loch in Metall schmelzen könne. Es sei eine Botschaft, den Mund zu halten. Ich sah hin, erinnere mich aber nicht, etwas entdeckt zu haben. Am nächsten Tag flog ich nach Los Angeles, besuchte meine Mutter, flog nach Saigon weiter und vergaß den Vorfall. Ich weigerte mich, die Realität dieser Drohung wahrzunehmen, bis ich 20 Jahre später auf eine Passage in Peter Dale Scotts epischem Gedicht »Coming to Jakarta« stieß, dessen letzte Zeile erklärte, wie ich mit dem wachsenden Gefühl der Bedrohung umging:

belanglose Todesdrohungen
aber an jenem sauberen Morgen in Palo Alto
zeigte der ehemalige Green Beret
der gerade die Nacht zuvor
gesagt hatte, er würde mit uns
über Opium in Laos sprechen
das präzise schwarze Loch

in der roten Stahltür seines MG
die Bodenplatten kaum versengt
und sagte, dass *diese heiße*
eine implodierte thermische Ladung
muss von meiner alten Einheit kommen
und durch solchen Terror
geben wir alle zu
wir sind nicht normal
in dieser Welt wo
wir leben durch Vergessen⁶

Als ich im Juli auf dem Saigoner Tan-Son-Nhut-Flughafen landete, war ich mit ein paar Empfehlungen gerüstet. Nach einer Taxifahrt zum U.S. Joint Public Affairs Office hatte ich auch einen Presseausweis, der mir den vergleichbaren Rang eines US-Armeemajors verlieh. Es war wie ein Goldpass im Vergnügungspark, mit dem man ohne Schlange zu stehen in die besten Fahrgeschäfte kommt: Hubschrauber, Kanonenboote im Mekongdelta, Kampfflugzeuge im zentralen Hochland und Patrouillenschiffe der US-Marine im Südchinesischen Meer. Doch ein Presseausweis machte aus mir noch keinen Reporter.

Als ich mich an jenem ersten Tag in Saigon umsah, den Presseausweis in der Gesäßtasche, irrte ich durch ein Gewirr von Straßen und wich heulenden Schwärmen von Motorrädern ohne Schalldämpfer aus, die Wolken von Abgasen in die stickige tropische Hitze spuckten. Ich war aus meiner klimatisierten Bibliothek in Yale in eine ausufernde, dampfende Stadt von vier Millionen Menschen getreten, das Zentrum eines tobenden Kriegs, der von zwei Millionen Soldaten mit dem größten Luftkrieg der Geschichte ausgefochten wurde. Nicht nur sollte ich mich in dieser Monstermetropole zurechtfinden, ich musste binnen Wochen auch irgendwie zum Eingeweihten ihrer dunkelsten Geheimnisse werden und die Namen der Finsterlinge herausfinden, die hinter ihrem illegalen Heroinhandel steckten. Nachdem ich mein gesamtes Erwachsenenleben in Bibliotheken und Geschichtsvorlesungen verbracht hatte, wie sollte es mir da wohl gelingen, Geheimnisse zu lüften, die aus irgendeinem Grund selbst für die CIA, die US-Zollbehörde, die US-Armee und die amerikanischen Drogenbehörde DEA undurchdringlich geblieben waren?

Sicher würde es da nicht viel bringen, durch Saigon zu stolpern und mich nach den Namen der größten Drogendealer zu erkundigen. Ich brauchte eine Methode, um schwierige, ja gefährliche Fragen zu stellen. Wie sich herausstellte, hatte mich die endlose Lektüre historischer Wälzer etwas ge-

lehrt, das mir gar nicht bewusst war. Mittels der akademischen Übung, der Kontinuität des historischen Wandels nachzuspüren, kam ich intuitiv auf einen Weg, über die Vergangenheit zur Gegenwart zu gelangen. Statt meine Kontaktmänner zu aktuellen, immer noch höchst heiklen Ereignissen zur Rede zu stellen, begann ich bei der französischen Kolonialvergangenheit, als der Opiumhandel noch legal und unumstritten war. Jahr um Jahr wollte ich mich dann bis zur Gegenwart vortasten, um die zugrunde liegende, gleichbleibende Logistik von Drogenproduktion, -vertrieb und -konsum aufzudecken. In der Gegenwart angelangt, wo der Rauschgifthandel illegal und gefährlich kontrovers war, wollte ich die Puzzelstücke mitsamt der Namen der derzeitigen Drogendealer langsam zu einem Gesamtbild zusammensetzen. Und statt die Hauptakteure mit direkten Beschuldigungen zu konfrontieren – eine zweifelhafte Methode –, würde ich es mit umsichtigen, scheinbar abseitigen Fragen versuchen, um die aus der Geschichte gewonnenen Muster zu bestätigen. Kurz, ich wollte mit historischen Methoden nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart durchleuchten.

Während meiner ersten Tage in Saigon öffneten mir mehrere zufällige Bekanntschaften die Tür des Hauses von Oberst Pham Van Lieu, eine klassische französische Villa im Herzen der Altstadt. Während draußen Tropenvögel in ihren Käfigen kreischten, erkannte der Oberst, ein ehemaliger Marinekommandeur mit Bürstenschnitt, mit ein paar indirekten Fragen mein eigentliches Ansinnen. Als ehemaliger Chef der nationalen Polizei kannte er das illegale Drogengeschäft und wusste, was es hieß, Namen zu nennen. Über die folgenden Wochen arrangierte der Oberst Treffen mit hochrangigen südvietnamesischen Offizieren, die den Heroinhandel in ihrem Dienst oder Bereich schilderten. Bei einem dieser denkwürdigen Treffen salutierte ein uniformierter vietnamesischer Marinekapitän steif, präsentierte seine Papiere, breitete Karten aus und schilderte mir dann detailliert die Herointransporte von Laos nach Phnom Penh per Flugzeug und weiter auf vietnamesischen Marinebooten den Mekong hinunter bis nach Saigon.

Einige junge Amerikaner, die in Saigon als freie Korrespondenten und Rechercheure für berühmte Reporter arbeiteten, halfen mir bei der Überprüfung dieser Informationen. Mark Lynch, später ein prominenter Rechtsanwalt in Washington, der gegen Exzesse der CIA ermittelte, öffnete mir das Archiv des *Newsweek*-Büros, wo er als Rechercheur arbeitete. Ein Absolvent der Cornell-Universität, D. Gareth Porter, recherchierte in Saigon für seine Doktorarbeit und teilte seine Funde mit mir.

Diese jungen Amerikaner weigten mich auch in das ein, was man in der Saigoner Journalistenszene tat oder lieber nicht tat. Eines Nachts stellte

mich ein Freund John Steinbeck IV. vor, Sohn des Literaturnobelpreisträgers, der in Saigon herumhing, um Material für seinen ersten Roman zu sammeln. Steinbeck lud mich in seine Wohnung mit Blick auf die Tu-Do-Straße ein, in der angeblich Graham Greene während seines Saigoner Aufenthalts in den 50er Jahren gewohnt hatte. In dem Vietnamroman des britischen Schriftstellers, *Der stille Amerikaner*, ist diese Wohnung der Ruhepunkt, an den sich der Erzähler, ein abgehetzter Engländer, zurückzieht, um die Stadt unter sich und den Krieg in der Ferne zu beobachten, während ihm ein fiktiver Ed Lansdale metaphorisch seine atemberaubende vietnamesische Geliebte ausspannt. An jenem Abend kamen nach der miternächtlichen Ausgangssperre einige der Barmädchen der Tu-Do-Straße nach oben, um ihren amerikanischen Liebhabern, die von ihrer Berichterstattung auf den Schlachtfeldern zurück waren, Gesellschaft zu leisten. Als wir an seiner Bar saßen, spielte Steinbeck den alten Vietnamhasen, der Tipps gibt und Kontakte vermittelt. Ich blickte über meine Schulter auf das Dutzend Paare, das sich auf dem Boden fläzte: die Frauen hübsche Vietnamesinnen, bunt gemischt aus allen Ethnien, die in den imperialen Krieg der Franzosen gepresst worden waren; die Männer gut aussehende junge Amerikaner, die nach Saigon mit hochfliegenden Plänen für einen Kriegsroman, Kriegsfotos oder bahnbrechende journalistische Reportagen gekommen waren – und die nun wegen des Stoffs blieben. Was sie hielt, war das Kampfadrenalin der Schlachtfelder, der unglaubliche Rausch einer Nase voll unverschnittenen Saigoner Heroins, während sich Romane und preisgekrönte Fotos mit dem Stoff in ihren Nasen in nichts auflösten.

Ein Freund von der Yale Graduate School, Tom Fox, später Herausgeber des *National Catholic Reporter*, arbeitete damals als freier Saigon-Korrespondent für die *New York Times*. Eines Nachts nahm er mich mit auf eine sechsstündige Odyssee von den glitzernden Neonbars des Saigoner Stadtzentrums zu den wellblechgedeckten Bordellen am Rande der wuchernenden Elendsquartiere von Saigons Schwesterstadt Cholon, wies bei jedem Halt die Avancen von Prostituierten ab und fragte nach Heroin. Als ich in mein Hotelzimmer zurückkehrte, hatte ich 20 Dollar ausgegeben und die Taschen randvoll mit hochreinem Heroin, das auf den Straßen von New York 5 000 Dollar wert sein mochte. Als ich in jener Nacht das Puder durch den Abfluss spülte, kam mir der Gedanke, es einmal selbst zu probieren. Ich erinnere mich, wie ich ein Fläschchen an die Nase hob, dann aber zögerte, als ich mich an die auf Steinbecks Fußboden ausgestreckten Männer erinnerte.

In meiner letzten Woche in Saigon ging ich auf der Suche nach dem Korrespondenten von Dispatch News die Tu-Do-Straße im Saigoner Stadt-

zentrum auf und ab, als ich einen großen weißen Mann in einem schwarzen Pyjama erblickte, der auf der anderen Straßenseite entlangschlenderte. »Everingham, Everingham!«, schrie ich gegen die Rockmusik aus den Bars und den Lärm aufheulender Motorräder von Saigon-Cowboys an. Er blieb stehen, wir gingen einen Kaffee trinken und verabredeten uns zu einem Treffen genau zwei Wochen später um Punkt 17.00 Uhr in der Bar des Constellation Hotel in Vientiane in Laos. Es stimmte, Everingham war in Dörfern der Bergstämme gewesen und hatte gesehen, wie CIA-Helikopter von dort Opium ausflogen. Er bot mir an, mich in diese Dörfer mitzunehmen, um es mit eigenen Augen zu sehen. Everingham wollte sich als Fotograf einen Namen machen und bat mich, seine Bilder in meinem Buch zu verwenden.

Zwei Wochen später saß ich in der Bar des Constellation Hotel und nuckelte an einer Coca-Cola, als John Everingham mit Phin Manivong hereinkam, unserem jungen laotischen Dolmetscher. Am nächsten Tag fuhren wir bei Tagesanbruch mit einem Taxi aus Vientiane heraus, trampelten auf einem Lastwagen der USAID (United States Agency for International Development) den Großteil des Tages nach Norden und stiegen dann einen steilen Pfad hinauf, der von der Straße in die Berge führte. Bei Anbruch der Nacht schliefen wir in einem Dorf des Yao-Volkes (Iu Mien) in der Nähe des Gipfels eines gut 1 500 Meter hohen Berges. Ein paar Tage lang sahen wir in den Tälern rings um das Dorf den Frauen beim Opiumpflanzen zu, dann reisten wir durch nebelverhangene Berge, die wie alte chinesische Tuschezeichnungen aussahen, weiter nach Norden in das Dorf Long Pot, eine Hmong⁷-Siedlung am Rand eines Luftkriegsgebietes, das sich nach Osten bis zur Ebene der Tonkrüge erstreckte. Wir kamen kurz vor Einbruch der Nacht an und wurden zum Haus von Ger Su Yang geleitet, dem örtlichen Hmong-Führer.

Beim Abendessen aus Schweinefett und klebrigem Reis fragte Ger Su Yang Everingham über unseren Dolmetscher, was wir in seinem Dorf wollten. Everingham, der den Hmong-Chef von früheren Besuchen kannte, war offen und sagte ihm, dass ich ein Buch über Opium schriebe. Für einen Mann, der keine Zeitungen las, schlug uns Ger Su Yang daraufhin eine Abmachung vor, die einen ausgesprochenen Sinn für die Macht der Presse bewies: Er würde uns bewaffnete Männer zu Verfügung stellen, die uns in seinem Bezirk überallhin eskortierten und uns erlauben würden, alles zu fragen, was wir über Opium wissen wollten; würde ich dafür einen Artikel in einer Washingtoner Zeitung veröffentlichen und darin berichten, dass die CIA ihr Versprechen gebrochen hatte? Zehn Jahre lang, erklärte er, waren die Männer seines Dorfes beim Kampf in der CIA-Geheimarmee ge-

fallen, bis nur noch 14-jährige Jungen übrig waren. Als er sich weigerte, auch noch diese für den endlosen Krieg in den sicheren Tod zu schicken, stellte die CIA ihre Reislieferungen, von denen sich die verbliebenen Frauen und Kinder seines Dorfes ernährten, ein. Junge wie Alte waren vom Hunger geschwächt. Sobald die Amerikaner in Washington von dieser Situation wüssten, würden sie gewiss, so war Ger Su Yang überzeugt, wieder Reis schicken. Ich versprach, es zu versuchen.

In den folgenden fünf Tagen gingen wir von Tür zu Tür und stellten in jedem Haus des Dorfes unsere Fragen über Opium.

Bauen Sie Opium an? – Ja.

Wie vermarkten Sie es nach der Ernte? – Wir bringen es auf den Berg dort drüben, wo die amerikanischen Hubschrauber mit Hmong-Offizieren der CIA-Armee kommen, das Opium kaufen und es in den Helikoptern nach Long Tieng⁸ mitnehmen.

Wir erfuhren auch, dass wir beobachtet wurden und die Nachricht von unserer Anwesenheit von einem Hmong-Hauptmann der CIA-Geheimarmee in seinen Berichten zur CIA-Hauptbasis in Long Tieng weitergegeben worden war. Am vierten Tag in Long Pot entdeckte uns ein Hubschrauber mit der Kennung »Air America« – der Flugdienst der CIA – auf einem nahen Berg, als er nach Long Tieng abflog. Er schwebte direkt über unseren Köpfen, Pilot und Kopilot starrten uns eine lange Minute lang an, dann flogen sie davon. Am fünften Tag in Long Pot wanderten wir mit einem Begleittrupp von fünf mit Karabinern bewaffneten Hmong zum nächsten Dorf, als ein Schuss fiel. Die Eskorte stürmte zum nächsten Kamm, wartete einen Moment und winkte uns heran. Als wir den monsundurchweichten Hang hinunterglitten, eröffneten vom nächsten Bergrücken aus mehrere automatische Gewehre das Feuer auf uns und bestrichen den Hang mit einem Kugelhagel. Wir duckten uns in eine kleine Mulde. Unter dem Feuerschutz unserer Begleiter krochen wir bäuchlings durch das Elefantengras, um außer Reichweite zu gelangen. Übergewichtig und durch Monate in der Yale-Bibliothek außer Form, kniete ich mich auf, aber Everingham drückte mein Gesicht sofort wieder in den Schlamm. Irgendwie schafften wir es alle, uns hinter den Bergrücken in Sicherheit zu bringen, sammelten uns und lachten über unser Glück, der »kommunistischen Guerilla« entkommen zu sein, der wir den Hinterhalt zuschrieben.

Als wir am nächsten Tag die Bewohner eines nahen Dorfes befragten, flüsterte ein Stammesangehöriger unserem Dolmetscher zu, dass uns nicht etwa die Kommunisten aufgelauert hätten. Später bestätigte uns Ger Su Yang, dass es Hmong-Soldaten von General Vang Pao gewesen waren, dem Befehlshaber der CIA-Geheimarmee. Am nächsten Morgen brachen

wir unsere Recherchen ab und flüchteten auf dem Pfad zurück zur Straße. Da der Regen die Straße nach Süden zur Hauptstadt hin abgeschnitten hatte, marschierten wir auf der Lehmplatte, der alten Kolonialstraße 13, nach Norden und fragten uns, wie wir es je wieder nach Vientiane schaffen würden.

Eine Stunde später kamen wir um eine Straßenbiegung und sahen Hunderte von königlich-laotischen Soldaten in den Ruinen eines alten französischen Gasthauses durcheinanderlaufen. Auf einer nahen Hügelkuppe ließen ein Major der US-Streitkräfte und sein Feldwebel diese unwilligen Soldaten in einen Hubschrauber verfrachten, um sie in die kommunistische Zone zu fliegen. Besorgt, was uns auf der Straße weiter nördlich zustoßen könnte, beschloss ich, eine Geschichte zu erfinden. Ich sagte dem Major, ich sei Berater der US-Botschaft in Stammesangelegenheiten und brauche jetzt seinen Helikopter für einen dringenden Flug nach Vientiane. Er wollte sowieso in die Hauptstadt zurück und bot uns an, mitzufliegen. Als wir später an jenem Nachmittag auf dem Flughafen von Vientiane landeten, traten zwei unrasierte Amerikaner mit leichten Maschinengewehren über den Schultern auf uns zu. Sie behaupteten, Sicherheitsoffiziere der US-Botschaft zu sein, und verlangten von uns, sie zu begleiten. Wir weigerten uns und nahmen stattdessen ein Taxi.

Am nächsten Tag erzählte ich dem freien Korrespondenten der *Washington Post* in Vientiane vom Reismangel in Long Pot. Ger Su Yang behielt recht. Als die Geschichte ein paar Tage später auf den hinteren Seiten der Zeitung erschien, bombardierte die US-Botschaft das Dorf mit Reissäcken.

Nach unserer Rückkehr blieb ich noch ein paar Tage im Constellation Hotel. Dort rief mich eine lebende Legende an, Edgar »Pop« Buell, ein ehemaliger Maisfarmer aus Indiana, der eine Schlüsselrolle beim Aufbau der CIA-Geheimarmee von 30 000 Hmong-Guerillas gespielt hatte. Er wolle mir zeigen, was wirklich los sei in Laos. Am nächsten Morgen flog ich mit einem Hubschrauber zum Zentrum seiner Hmong-Flüchtlingsoperation im Dorf Sam Thong in einem Hochlandtal. Nachdem wir das Krankenhaus und die Schulen besichtigt hatten, nahmen mich Pop Buell und sein Assistent George Cosgrove, den ich in Verdacht hatte, der CIA-Kontaktmann der Operation zu sein, auf einen Flug mit Air America zu einem Bergdorf mit, um an der Beerdigung eines Hmong-Kommandeurs teilzunehmen, der bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war. Während der Reiswein floss und die Hmong mit Armbrüsten die Seele des Verstorbenen in den Himmel schossen, lehnte sich Cosgrove, der angebliche Sozialarbeiter mit dem Körper eines Preisboxers, zu mir herüber und nannte mir

den korrekten Namen und die Adresse meines Dolmetschers Phin. »Wenn Sie so weitermachen wie bisher«, warnte mich George, »wird er bald tot sein.«

Am nächsten Tag rief ich im Büro von Charles Mann an, dem amerikanischen Botschafter und zugleich Direktor von USAID in Laos, und rang ihm das Versprechen ab, dass Phin am Leben bleiben würde. Der Botschafter hielt Wort, Phin überlebte und schaffte es bei der Machtübernahme der Kommunisten 1975 schließlich, aus Laos zu fliehen.

Mittlerweile war ich sicher, dass der CIA-Flugdienst Air America für die Hmong-Verbündeten des Geheimdienstes Opium aus den Bergen abtransportierte. Ich wusste auch, dass jemand in der CIA-Station in Vientiane gute Gründe zu haben glaubte, meine Recherche zu stoppen. Warum schließlich der Hinterhalt und die Todesdrohungen, wenn es nur darum gegangen wäre, dass ein paar Soldaten auf ein paar Flügen Opium der Bergvölker schmuggelten? Mir wurde klar, dass ich über die Bergdörfer hinausblicken und die Beteiligung der obersten Ränge des laotischen Militärs untersuchen musste. Eine meiner Quellen, ein amerikanischer Polizeiberater, deutete an, dass der Stabschef der königlich-laotischen Armee, General Ouane Rattikone, die größte Heroinraffinerie in Laos besaß und dort die Heroinmarke »Double-U-O-Globe« produzierte, die damals die US-Armeelager in Südvietnam überschwemmte. Ich brauchte eine Bestätigung, und die konnte nur von der einzig verlässlichen Quelle kommen: General Ouane selbst.

Eines Nachmittags – meine Zeit lief ab und ich hatte immer noch keine Bestätigung – beschloss ich, dass es an der Zeit wäre, ein paar von den direkten, gefährlichen Fragen zu riskieren. Ich nahm im Zentrum von Vientiane ein Taxi und bat den Fahrer, mich zu General Ouanes Haus zu fahren. Ich kannte die Adresse nicht und hatte keine Verabredung. Nachdem mich der Fahrer vor dem Vorstadtbungalow abgesetzt hatte, klopfte ich an die Tür. Eine junge Frau, die sich als Tochter des Generals erwies, ließ mich hinein und bat mich zu warten. Nach etwa einer halben Stunde bog ein beigefarbener Mercedes in die Auffahrt und General Ouanes unverwechselbar große Gestalt trat ein. Schweißgebadet sank er auf das Sofa und flüsterte mit seiner Tochter, bevor er mich heranwinkte und fragte, was ich wolle. Ich präsentierte meine Karte als Korrespondent von *Harper's Magazine* und erklärte, ich sei nach Indochina gekommen, um die Verbündeten der USA und ihren Krieg gegen den Kommunismus zu porträtieren. Eine Stunde lang plauderte der General über die Mischung aus Glück und Verdienst, der er seinen Aufstieg von ganz unten bis hinauf zum Oberbefehl verdankte. Ich dankte ihm für seine nützlichen Aus-

künfte. Leider gebe es da aber noch ein paar Fragen, die ich stellen müsse. »Was ist dran an den Anwürfen Ihrer Feinde, dass Sie vor ein paar Jahren als Leiter des Opiumsindikats Geld gestohlen haben?«

Die Liebenswürdigkeit des Generals war schlagartig verfliegen. »*Merde!* Dieser Bastard Phoumi verbreitet wieder Gerüchte. Ich werde diesem Geschwätz ein für allemal ein Ende machen«, grummelte General Ouane und meinte seinen alten Rivalen General Phoumi Nosavan, damals im Exil in Bangkok. Plötzlich sprang dieser massige Mann mit katzen gleicher Anmut die Treppe hoch und kehrte nach einigem Poltern wenige Minuten später mit einem schweren, in Leder gebundenen Hauptbuch zurück, auf dem in Goldbuchstaben der Titel »Contrôle de l'Opium au Laos« (Laotische Opiumaufsicht) prangte. Der General führte mich durch jede Seite und zeigte mir, was er den Bergstämmen für das Opium gezahlt hatte, wie viele Kilo er nach Vietnam exportiert und welche Gewinne er auf die Konten des Syndikats eingezahlt hatte. Ich war beeindruckt, besonders, da alle Transaktionen nach 1961 stattgefunden hatten, als Laos sein offizielles Opiummonopol abgeschafft und solche Drogengeschäfte tatsächlich verboten waren, etwas, was ich dem General gegenüber nicht erwähnte. Mit seiner Ermunterung notierte ich mir einige exemplarische Transaktionen, die in den Fußnoten dieses Buches aufgeführt sind.

Nur um zu sehen, welche offizielle Haltung die USA in der Drogenfrage einnahmen, rief ich den Presseattaché der US-Botschaft in Vientiane an und erklärte, eine »verlässliche Quelle« habe mir erzählt, dass General Ouane, Kommandeur einer Armee, die gänzlich durch US-Militärhilfe finanziert wurde, einst ein Opiumschmuggelsyndikat geleitet habe. Am nächsten Tag informierte mich der Pressesprecher der Botschaft, dass meine Quelle nicht verlässlich sei. General Ouane, Amerikas Verbündeter, sei weder jetzt noch zu einem früheren Zeitpunkt in irgendeiner Weise am Rauschgifthandel beteiligt gewesen. Ob ich ihn zitieren dürfe, fragte ich. Ja, dies sei eine offizielle Erklärung. Ich machte mir im Kopf eine Notiz: Die US-Botschaft hatte gerade einen amerikanischen Korrespondenten angelogen, um einen laotischen General zu decken, der Heroin an US-Soldaten in Südvietnam lieferte.

Meine Methode schien zu funktionieren. Die Vergangenheit erwies sich als verlässlicher Führer zur Gegenwart. Indem ich von der Vergangenheit ausging, wo es verfügbare Dokumente und harte Fakten gab, arbeitete ich mich an die Gegenwart heran, langsam zwar, aber relativ sicher, da ich nun wusste, wo ich suchen und welche Fragen ich stellen musste.

Aber mein Erfolg machte mich waghalsig. Nachdem ich meine Begegnungen mit der CIA überlebt hatte, schlug ich alle Vorsicht in den Wind

und wurde bei meiner Suche nach der Heroinroute von Vientiane nach Saigon immer angriffslustiger. Als ich erfuhr, dass General Ouanes Partner bei der Heroinfabrik, wo die Marke Double-U-O-Globe hergestellt wurde, ein chinesischer Kaufmann namens Huu Tim-heng war, beschloss ich, die Pappfassaden seiner Tarnfirmen Esso und Pepsi-Cola wegzureißen. Ich rief bei Huu Tim-heng zu Hause im Zentrum von Vientiane an und bat um ein Interview mit ihm. Glücklicherweise war er außer Haus. Ich nahm ein Taxi zum Abfüllwerk außerhalb der Stadt, das Huu als Deckmantel für den Import von Essigsäureanhydrid diente, ein für die Heroinherstellung benötigtes Vorprodukt. Ich brach in die verwaiste Fabrik ein und schlich auf der Suche nach Beweisen für illegale Aktivitäten, die natürlich nicht da waren, durch die Hallen. Diese Fabrik war nur Tarnung. Das richtige Labor des Generals, wo seine Double U-O Globe-Marke hergestellt wurde, lag im entfernten Nordwesten des Landes gleich nördlich eines Ortes am Mekong namens Ban Houei Sai.

Auf der Hut vor der CIA-Überwachung, die mir in Laos auf Schritt und Tritt an den Fersen zu hängen schien, versuchte ich, durch die Hintertür in den Nordwesten des Landes zu gelangen: Flugzeug nach Bangkok, Nachtzug nach Chiangmai, Motorradtaxi und Busse über die Landstraßen Nordthailands an die Ufer des Mekongs genau gegenüber dem verschlafenen laotischen Dorf Ban Houei Sai. Ich mischte mich unter ein Dutzend Ortsansässige, um die Fähre zum anderen Ufer zu nehmen. Kaum war ich von Bord gegangen und in den Matsch getreten, drängte sich ein junger amerikanischer Diplomat durch die Menge und rief aus: »Mr McCoy, willkommen in Laos!«

Am nächsten Tag entzog ich mich meiner diplomatischen Aufsicht und brauste in einem schlanken Drachenboot den Mekong hinauf, um einen in CIA-Diensten stehenden Führer des Yao-Stammes zu treffen, Chao La, der ein großer Heroinproduzent sein sollte. Chao La, ein höflicher Mann, empfing mich freundlich in seinem bewaffneten Camp, nahm meine Fragen über Heroin ohne einen Hauch von Verärgerung entgegen, wick einigen aus und beantwortete andere. Opium war in diesen Bergen das einzige profitable Geschäft, eine so offensichtliche Tatsache, dass die Stammesführer im Goldenen Dreieck nicht recht wussten, was sie sagen sollten, wenn ich mich nach dem Fortschritt der Mohnstauden erkundigte, schließlich bauten sie ja nichts anderes an.

Von Laos aus unternahm ich eine einmonatige Rundreise durch das Goldene Dreieck. Sie führte mich zuerst nach Nordthailand, wo der ehemalige CIA-Agent William Young mir tagelang von seinen Erfahrungen als Guerillaführer bei den Bergstämmen berichtete. Dann fuhr ich zur birma-

nisch-thailändischen Grenze weiter, wo Shan-Rebellenführer vom revolutionären Sieg fantasierten. Schließlich ging es weiter über Rangun zur alten Shan-Hauptstadt Taunggyi in Nordostbirma. Auf jeder Station sammelte ich Informationen über Drogenkarawanen und Geschichten über einen aufsteigenden jungen Kriegsherrn namens Khun Sa, der damals gegen nationalchinesische Freischärler um die Kontrolle des Opiumhandels kämpfte. Da ich unter Zeitdruck stand, konnte ich nicht in den Shan-Staat⁹ reisen, um diese faszinierende Gestalt zu treffen. Ich vertröstete mich auf ein andermal und flog nach Singapur, wo ich mit einer alternden australischen Blondine namens Norma »Silky« Sullivan – einst eine Vertraute der korsischen Gangster von Saigon, die mittlerweile Schmiergelder für die Saigoner Generäle abkassierte – tagelang in der Bar des Shangri-La Hotels herumhing. Sie gab mir die Pariser Telefonnummer eines gewissen Lars Bugatti, den sie als ehemaligen Gestapo-Offizier und großen Drogendealer beschrieb.

Als ich nur 22 Stunden nach meinem letzten Treffen mit Norma in Paris landete, war ich so durcheinander vom Jetlag und dem plötzlichen Wechsel von einem Kontinent zum anderen, dass ich einen dummen Fehler beging. Von meinem Hotel aus rief ich diesen Bugatti an, nannte Normas Namen und nahm ein Taxi zu seinem Apartment in einer schicken Gegend. Die Tür öffnete sich zu einem üppigen Foyer, wo fünf muskulöse junge Männer lässig herumsaßen, redeten und rauchten. In der Abgeschiedenheit von Bugattis gestyltem Büro erzählte ich, Norma habe mir gesagt, er »wüsste etwas« über Drogen. »*Elle est mythomane*«, erwiderte er in drohendem Ton. In diesem Moment wurde mir klar, wo ich war. Ich befand mich nicht mehr im Goldenen Dreieck, wo alle, angefangen von Hochlandbauern bis hin zu Generälen, offen über Opium sprachen. Ich war zurück in der Ersten Welt, wo selbst mächtige Männer wegen Drogen ins Gefängnis kamen. »Was bedeutet *mythomane*?«, fragte ich, plötzlich meines Französischs nicht mehr sicher. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und winkte mich mit einer Bewegung seines fetten Zeigefingers zu einem riesigen Larousse-Wörterbuch. »*Mythomane*«, stand dort: »ein zwanghafter oder gewohnheitsmäßiger Lügner.« Ja, natürlich, das ist sie. Ich bat ihn für diese so dumme Frage um Verzeihung, entschuldigte mich, verließ an den fünf jungen Männern vorbei das Haus und wechselte mehrfach das Taxi, bevor ich zu meinem Hotel zurückkehrte.

Der September 1971 war nahezu vorüber. In Yale hatten die Vorlesungen begonnen. Es war Zeit, den Atlantik zu überqueren – zurück zur Realität, zurück zu einer unbeendeten Doktorarbeit, einem ungeschriebenen Buch und einer scheiternden Ehe. Statt Hubschraubern, Kampfbombern

und Drachenbooten warteten acht Monate mit 18-Stunden-Tagen in einer Mansarde mit Blick auf den Slum von New Haven auf mich. Ich hatte nie zuvor ein Buch geschrieben. Tatsächlich hatte ich nie irgendetwas Längeres als eine Hausarbeit zu Papier gebracht. Also begann ich in einem langen New Havener Winter, alles handschriftlich aufzuzeichnen. Als der Frühling kam und die erste Fassung fertig war, erreichte ich den Tiefpunkt. Einige Tage, nachdem sie mit dem Tippen meines ersten Entwurfs fertig war, zog meine Frau bei mir aus und bei jemand anderem ein. Ich konnte es ihr nicht wirklich verübeln. Ehe gescheitert, Doktorarbeit auf der Kippe, Buch kurz vor dem Ende.

Als ich mich durch die Überarbeitungen mühte, rief jemand an, der sich mir als Tom Tripodi aus dem Washingtoner Hauptquartier der US-Antidrogenbehörde DEA vorstellte. Seine Behörde, sagte er, habe meine Fortschritte rund um den Globus verfolgt. Er würde gerne zum Plaudern vorbeikommen. Ein paar Tage später tauchte Tom vor meiner Tür auf, ein massiger Mann mittleren Alters, Typ Pistolenträger. Er war unter Mafiafamilien im Norden New Jerseys aufgewachsen, Anfang der 60er Jahre zur CIA gegangen und dann zur DEA versetzt worden. Zuerst war ich misstrauisch. War er von der DEA oder der CIA? Oder von beiden? Doch wir hatten mehr gemeinsam als nur verdeckte Operationen. Auch seine Ehe war gerade zerbrochen. Wir unterhielten uns.

Bei seinem zweiten Besuch gab er zu, dass die DEA über mein Buch besorgt sei. Er hatte den Auftrag, herauszufinden, was drinstehen würde. Da ich ihn mochte, zeigte ich ihm einige Seiten, wenn auch nur versuchsweise. Er verschwand eine Weile im Wohnzimmer, kam zurück und sagte: »Ziemlich gut. Sie haben gründlich gearbeitet.« Aber, so fügte er hinzu, einiges sei nicht ganz richtig, da könne er mir weiterhelfen. Tom wurde mein erster Leser. Bei seinen späteren Besuchen gab ich ihm ganze Kapitel. Er saß dann bei meinem Schreibtisch in einem Schaukelstuhl, Ärmel hochgekrepelt, nippte an seinem Kaffee, kritzelte Korrekturen an die Ränder und erzählte fantastische Geschichten – über die Zeit, als »Bayonne Joe« Zicarelli versuchte, 1000 Gewehre zu kaufen, um Castro zu stürzen, die Zeit, als irgendein CIA-Gorilla aus dem Geheimkrieg auf Urlaub zurückkehrte und überallhin eskortiert werden musste, um sicherzugehen, dass er im Supermarkt niemand über den Haufen schoss, oder über die Zeit, als die DEA herausfand, dass der französische Geheimdienst mit den korsischen Syndikaten zusammenarbeitete. Einige seiner Geschichten finden sich, manchmal ohne Quellenangabe, weiter unten wieder.

Als ich die Endfassung des Buches fertig hatte, tauchten andere Probleme auf. Präsident Richard Nixon hatte gerade den »Krieg gegen die

Drogen« verkündet und machte damit zum ersten Mal in der Geschichte der USA den weltweiten Drogenhandel zu einem großen innenpolitischen Thema. Selbstverständlich wollte sich seine Regierung nun nicht auf einem von ihr selbst gewählten politischen Aktionsfeld öffentlich bloßstellen lassen. Im Juni 1972 flog ich nach Washington, um vor dem Bewilligungsausschuss (Committee on Appropriations) unter Vorsitz des demokratischen Senators William Proxmire (Wisconsin) über die politischen Kompromisse auszusagen, die dazu führten, dass unsere in Südvietnam kämpfenden Soldaten mit Heroin beliefert wurden. Nach meiner Aussage stürmte Senator Gale McGee (Republikaner, Wyoming) – der den US-Geheimdiensten so nahestand, dass er später als möglicher CIA-Direktor gehandelt wurde – in den Saal, um mir ein paar feindselige Fragen zu stellen. Er versuchte, meine Glaubwürdigkeit mit der Bemerkung in Zweifel zu ziehen, dass er selbst seine Doktorarbeit beendet habe, bevor er sich in den Senat wählen lassen. »Kommen Sie zu uns zurück, wenn Sie ihren Doktor haben, Doktorand McCoy«, spottete er. An jenem Abend brachten die Nachrichten von CBS einen ausführlichen Bericht über meine Aussage. Zu einer Zeit, wo es nur drei Fernsehsender gab, ging diese Berichterstattung weit über das hinaus, was ich mir zu Beginn meiner Reise hätte erträumen können.

Den Rest der Woche wurde ich durch die Hallen des US-Kongresses gereicht. Im Abgeordnetenhaus traf ich mit der Vereinigung afroamerikanischer Kongressabgeordneter (Congressional Black Caucus) zu einem zweistündigen Informationsgespräch zusammen, bei dem die Abgeordneten Charles Rangel aus Harlem und John Conyers aus Detroit auf Details drängten. Dann erscholl der Ruf von Senator William Fulbright (Demokrat, Arkansas) – jenem Volkstribun, der als Vorsitzender des mächtigen Ausschusses für auswärtige Beziehungen dafür berühmt war, Apologeten des Weißen Hauses vor im Fernsehen übertragene Anhörungen zu zitieren, um die Fehlschläge ihrer Vietnamkriegspolitik bloßzustellen. Um 18 Uhr führte mich ein Assistent in einen abgedunkelten Anhörungsraum unter der Kuppel des Kapitols, wo im blassen Licht Goldblätter an den Wänden glitzerten. Als ich meine Forschungsergebnisse zusammenfasste, unterbrach mich der Senator, sein Gesicht in Dunkelheit gehüllt, mit müder, zitternder Stimme und sagte, er habe schon seit Jahren, Jahren von der CIA-Komplizenschaft im Drogenhandel gewusst. Aber es sei hoffnungslos, hoffnungslos. Niemand, sagte er, könne dagegen etwas ausrichten.

Einige Tage später rief meine Lektorin Elisabeth Jakab aus New York an und bat mich zu einem Treffen mit dem Chef und Vizechef des Verlagshauses Harper & Row. Der sorgsam manikürte Verlagsleiter, Winthrop

Knowlton, empfing uns in seinem Chefbüro mit Blick auf den steinernen Türmchenwald der St. Patrick's Cathedral und erklärte, dass Cord Meyer jr., Vizeplanungsdirektor der CIA (tatsächlich Vizedirektor für verdeckte Operationen), kürzlich dem ehemaligen Verlagschef von Harper & Row, Cass Canfield sr., einem alten Freund aus der New Yorker Gesellschaft, einen Besuch abgestattet habe. Mit der Behauptung, mein Buch stelle eine Bedrohung der nationalen Sicherheit dar, hatte dieser legendäre CIA-Agent Harper & Row gebeten, es nicht zu veröffentlichen.

Ich steckte in ernststen Schwierigkeiten. Cord Meyer war einer der mächtigsten Männer Amerikas. Nicht nur war er ein hochrangiger CIA-Mitarbeiter, sondern in den 1950er Jahren hatte er auch die Operation »Mockingbird« geleitet, mit der US-Zeitungen manipuliert wurden, um mit gezielt platzierten Informationen und Desinformationen den Operationen des Geheimdienstes Vorschub zu leisten. Als Yale-Absolvent bewegte er sich in den besten Kreisen, wo er Mary Pinchot kennenlernte und heiratete, die Nichte von Gifford Pinchot, Gründer der US-Forstverwaltung und ehemaliger Gouverneur von Pennsylvania. Mary Pinchot war eine atemberaubende Schönheit, die später zur Geliebten von Präsident Kennedy wurde. Nachdem sie 1964 erschossen am Ufer eines Kanals in Washington, D. C. aufgefunden worden war, brach der Leiter der CIA-Gegenspionage, James Jesus Angleton, ein weiterer Yale-Alumnus, in Meyers Haus ein, um mögliche belastende Briefe sicherzustellen. Cord selbst stand im Social Register, dem Verzeichnis der vornehmsten New Yorker Familien, wie auch mein Verleger Cass Canfield, was dem Versuch, mein Buch zu unterdrücken, auch noch eine Art gesellschaftliches Gütesiegel verlieh. Ein unveröffentlichter Uniabsolvent gegen den Meister der Medienmanipulation, ein Niemand gegen den Chef der verdeckten CIA-Operationen. Es war alles andere als ein fairer Kampf. Mich beschlich die Angst, dass mein Buch niemals erscheinen würde.

Zu seiner Ehre weigerte sich Canfield, Meyers Bitte nachzukommen, erklärte sich aber mit einer Vorabprüfung des Manuskripts durch die CIA einverstanden. Daher meine Einbestellung ins New Yorker Büro von Harper & Row. Knowlton, der Vorstandsvorsitzende des Unternehmens, zeigte wenig Geduld für eine Diskussion der Pressefreiheit und verlangte meine sofortige Zustimmung. Falls nicht, würde man mein Buch nicht veröffentlichen. Als ich mir Zeit ausbat, die verfassungsrechtliche Seite der Angelegenheit zu erwägen, gab er mir nur einen Tag und keine Minute mehr.

Die folgenden 24 Stunden kam ich nicht zur Ruhe. Mein Freund David Obst, ein freier Literaturagent in Washington, nahm Kontakt zu Hal Dutton vom Verlagshaus E. P. Dutton auf. Der Verleger war empört über Har-

pers & Rows Entscheidung, das Manuskript, *irgendein* Manuskript, vorab von der CIA prüfen zu lassen. Er war bereit, das Buch zu veröffentlichen, gab aber zu bedenken, dass sich wegen des Lektorats und eines möglichen Rechtsstreits mit Harper & Row eine Verzögerung von sechs Monaten ergeben könnte.

Mir war daran gelegen, das aktuelle Material ohne Verzögerung zu veröffentlichen, und so fand ich mit Harper & Row dann doch noch einen Kompromiss. Nach einem Verhandlungsmarathon von Mitternacht bis zum Morgenrauen in der Wohnung meines Verlegers in der Upper West Side einigten wir uns auf ein Prozedere, der CIA eine Vorabprüfung zu ermöglichen, die zumindest einen Rest herausgeberischer Integrität wahren würde.

Auf einen Tipp unseres gemeinsamen Freundes David Obst hin brauste Seymour Hersh, damals investigativer Reporter der *New York Times*, wie ein tropischer Wirbelsturm durch die Büros von Harper & Row, bombardierte die Mitarbeiter mit Fragen und brachte seine Enthüllungsgeschichte über den Versuch der CIA, das Buch zu verhindern, auf der Titelseite. In derselben Woche griff die *Washington Post* in einem Leitartikel die Verletzung der Pressefreiheit durch die CIA auf. Und im TV-Magazin *Chronolog* des Fernsehsenders NBC berichtete der altgediente Korrespondent Garrick Utley eine Stunde lang über die Komplizenschaft des Geheimdienstes mit dem laotischen Drogenhandel.

Mit einer Flut negativer Medienberichte konfrontiert, übergab die CIA Harper & Row einen Prüfungsbericht voller unbelegter, unglaubwürdiger Dementis. Die Replik der CIA war, offen gesagt, ein verlogenes Dokument. Um zum Beispiel meine Behauptung zu widerlegen, dass die Allianz der CIA mit irregulären nationalchinesischen Truppen in Nordostbirma zur Ausweitung der Opiumproduktion dieser Region geführt hatte, leugnete der Geheimdienst schlicht, dass diese Truppen jemals etwas mit Drogenhandel zu tun gehabt hatten. Dabei hatte der Geheimdienst, wie ich später erfuhr, nur fünf Monate zuvor zwei Millionen Dollar ausgegeben, um die »letzten« 26 Tonnen Opium aufzukaufen und zu verbrennen, die eben jene nationalchinesischen Söldner aus Nordbirma herausgeschafft hatten.

Nachdem ich die Kritik der CIA mit meinen Aufzeichnungen und dem Manuskript verglichen hatte, kamen die Justiziere des Verlags zu dem Schluss, dass die Klagen des Geheimdienstes unbegründet seien. Im August 1972 schaltete Harper & Row eine viertelseitige Anzeige in der *New York Times*, die das Erscheinen meines Buches ankündigte – vollständig und unverändert. Als es in jenem August herauskam, waren die Kritiken der Zeitungen in ganz Amerika allgemein positiv, häufig gab es Lob. Aber Cord Meyer und seine Kollegen waren es nicht gewohnt, zu verlieren.

In der Öffentlichkeit geschlagen, wandte sich die CIA nun verdeckten Mitteln zu und zapfte an jedem Faden, den das fadenscheinige Leben eines mittellosen Uniabsolventen so hergab. In den folgenden Monaten schüchterten CIA-Agenten in Laos meine Quellen ein; Beauftragte des Bildungsministeriums tauchten in Yale auf, um die Berechtigung für mein Stipendium unter die Lupe zu nehmen; das FBI zapfte mein Telefon an; das Finanzamt überprüfte mein an der Armutsgrenze liegendes Einkommen.

In derselben Woche erschien eine Besprechung meines Buches auf der Titelseite des *New York Book Review*, ein außerordentlicher Erfolg für jeden Autor. Die Geschichtsfakultät von Yale verhängte plötzlich eine Suspendierung vom Doktorandenprogramm und drohte mit Rauswurf, falls ich nicht die überfällige Arbeit von zwei Jahren in einem einzigen Semester erledigte. In jenen Tagen waren die Bande zwischen dem amerikanischen Auslandsgeheimdienst und der Yale Universität ausgedehnt und tief. Die Colleges des Campus hielten nach Studierenden Ausschau, die sich eventuell für eine Geheimdienstkarriere eigneten (und fanden dabei unter anderem den späteren CIA-Direktor Porter Goss). Alumni wie Cord Meyer besetzten viele der höchsten CIA-Posten. Hätte ich nicht das große Glück gehabt, einen Mentor wie Dr. Bernhard Dahm zu haben, der als deutscher Gastdozent außerhalb dieses alles durchdringenden verdeckten Beziehungsgeflechts stand, so hätte ich statt einer Bewährungsfrist wahrscheinlich der sofortigen Entlassung ins Auge sehen müssen, meine Glaubwürdigkeit wäre zerstört, meine wissenschaftliche Karriere beendet gewesen.

In diesen schwierigen Tagen rief mich der New Yorker Kongressabgeordnete Ogden Reid (Demokrat, New York) an, einflussreiches Mitglied des Ausschusses für auswärtige Beziehungen des Abgeordnetenhauses. Die Vorwürfe, die ich erhob, beunruhigten ihn, er wollte Inspektoren nach Laos schicken, um der Sache mit dem Opium auf den Grund zu gehen. Einige Wochen darauf landete ein Hubschrauber im Dorf Long Pot und ein CIA-Agent befahl Ger Su Yang, mit ihm zum CIA-Stützpunkt Long Tieng zu fliegen. Als sie auf das zerklüftete Terrain unter sich blickten, mahnte der Amerikaner den Hmong-Führer, besser zu leugnen, was er über das Opium gesagt hatte. Beim Gespräch mit den Kongressinspektoren log Ger Su Yang und stritt alles ab. Bald nachdem man ihn in sein Dorf zurückgeflogen hatte, erhielt er Besuch von John Everingham, der wieder einmal auf einer seiner regelmäßigen Bergtouren war. Ger Su Yang berichtete ihm von seinen Erlebnissen mit den Amerikanern und entschuldigte sich für seine Lügen.

Ich hatte das erste Medienscharmützel für mich entschieden, aber die CIA gewann den längeren bürokratischen Krieg. Sie brachte meine Quellen zum Schweigen, verkündete öffentlich ihren Abscheu vor Rauschgift und überzeugte schließlich den Kongress von ihrer Unschuld an jeglichen Missetaten. Bei seinen Anhörungen über CIA-Morde im berühmten Church-Ausschuss akzeptierte der Kongress drei Jahre später die Versicherung des Geheimdienstes, dass keiner seiner Agenten am Drogenhandel beteiligt gewesen sei – ein Vorwurf, den niemand erhoben hatte. Aber der Kongress befragte die CIA nicht über ihre Bündnisse mit führenden Drogenbaronen – den aus meiner Sicht entscheidenden Aspekt der CIA-Komplizenschaft im Drogenhandel. Als dann Mitte der 70er Jahre der Rauschgiftstrom in die USA und die Zahl der Abhängigen abnahmen, reduzierte sich Heroin zunehmend auf ein Problem verwarhloster Innenstädte. Die Medien wandten sich neuen Sensationen zu; das Thema geriet weitgehend in Vergessenheit.

Hätte der US-Geheimdienst nicht die Untersuchung des Kongresses manipuliert, hätten gesetzliche Beschränkungen künftiger Geheimoperationen vielleicht die Komplizenschaft der CIA bei den vernichtenden Heroin- und Kokainepidemien der 80er Jahre verhindert. Ohne die logistische Unterstützung und den politischen Schutz der CIA wäre es den Drogenbaronen Asiens und Nord- und Südamerikas vielleicht nicht gelungen, derart riesige Mengen von Heroin und Kokain zu liefern, und die Ausbreitung der Drogenepidemien in den USA hätte vielleicht gehemmt werden können. Tatsächlich aber überzeugte die CIA den Kongress von ihrer Integrität in der Drogenfrage und blockierte jede Chance auf Reform.

Überarbeitete Ausgabe

Der Schutzschild, den die US-Drogenbehörde um die USA aufbaute, verschaffte dem Land zwar während der 70er Jahre eine kurze Atempause, lenkte die Heroinexporte des Goldenen Dreiecks aber schlicht in neue Märkte in Europa und Australien um. Zum ersten Mal in über einem halben Jahrhundert litten nun diese beiden Kontinente unter massenhaftem Drogenmissbrauch. Zur Untersuchung dieser neuen Heroinrouten machte ich mich abermals nach Südostasien auf, um dieses Buch für eine französische Übersetzung auf den neusten Stand zu bringen und Material für eine weitere Arbeit über das organisierte Verbrechen in Australien mit dem Titel *Drug Traffic* zu sammeln.

Nach einem Jahrzehnt als Uni-Dozent in Australien kehrte ich in die USA zurück, um eine Stelle an der Universität von Wisconsin anzutreten –

nur wenige Monate bevor Präsident George H. W. Bush seinen eigenen »Krieg gegen die Drogen« erklärte. Meine Überarbeitungen des vorliegenden Buches begannen dann Mitte der 1990er Jahre, als mich eine Reihe ungeplanter Ereignisse dazu veranlasste, über die Beschäftigung mit der CIA-Komplizenschaft im Rauschgifthandel während des Kalten Kriegs hinauszugehen und mich an eine grundsätzliche Kritik des amerikanischen Antidrogenkriegs zu machen.

Es fing im März 1994 an, als ich als Berater einer australischen TV-Dokumentation wieder einmal ins Goldene Dreieck reiste. Bei einer Drehpause in Nordthailand fragte mich der Regisseur Chris Hilton in der lakonischen Art seiner Landsleute, ob ich nicht ein Interview mit einem birmanischen Drogenbaron für ihn arrangieren könne. Nach einem Anruf bei dem Journalisten Bertil Lintner in Bangkok wählte ich die Satellitentelefonstation des »Heroinkönigs« Khun Sa in Homong, der Bastion seines Drogenimperiums im birmanisch-thailändischen Grenzland.

Ein paar Tage später kletterte ich mit einem Kameramann durch einen thailändischen Wald in 1 200 Meter Höhe zu einer Begegnung, die mir 20 Jahre zuvor entgangen war. Wir überquerten die unmarkierte Grenze und stiegen auf der birmanischen Seite in ein Rebellendorf hinab, wo wir uns dem örtlichen Kommandeur von Khun Sas Mong-Tai-Armee präsentierten. Er blickte auf unsere Papiere und hielt einen vorbeifahrenden Lastwagen an. Nach einstündiger Fahrt durch Staub und den Rauch von Feuern, die den Wald für die Mohnaussaat abbrannten, erreichte der Lkw einen Hügelkamm und hielt an einem Wachposten. Da lag sie vor uns wie eine verlorene Inkastadt in den Höhen der Anden: Zu unseren Füßen erstreckte sich Homong, eine Stadt von 10 000 Einwohnern in einem ausgedehnten Tal, die nur wenige Jahre zuvor aus dem Dschungel geschlagen worden – Hauptstadt einer nationalen Revolution.

Fast eine Stunde wand sich der Lastwagen auf seinem Weg durch die Talsohle, vorbei am Damm des Wasserkraftwerks, der Leichtindustriezone und dem Ausbildungslager für Tausende neuer Rekruten. Der Lkw hielt an Khun Sas Hauptquartier vor einer blauen Tafel mit den Worten: »Das Gesetz des Menschen ist Disziplin.« Überall zogen sich Schützengräben durch die Talsohle. Jede Erhebung war von Bombenunterständen durchlöchert. SAM-7-Raketen, 1972 über Hanoi so tödlich gegen die amerikanischen B-52-Bomber eingesetzt, ragten von den höchsten Hügelspitzen auf. Anders als die verschlafenen Städte Nordthailands wimmelte Homong vor Betriebsamkeit: marschierende Soldaten, Planiererraupen, die neue Straßenschneisen schlugen. Der Wohlstand in diesen entlegenen Bergen wirkte so außergewöhnlich wie gespenstisch. Denn es war Heroin,

das meiste davon für die USA bestimmt, mit dem die ganze Munition, jeder Ziegel, jede Wohnstatt bezahlt worden war.

Khun Sa stand damals auf der Höhe seiner Macht. Er befehligte 20 000 Soldaten in einem Krieg gegen drei birmanische Armeedivisionen. Er herrschte über eine Rebellenregierung, die die Herrschaft über acht Millionen Bürger beanspruchte. Er kontrollierte die Hälfte des Weltheroinangebots. Er war der mächtigste Drogenbaron der Welt, mit einem beispiellosen Marktanteil, der weder zuvor noch später je wieder erreicht wurde. Er kaufte birmanische und thailändische Armeegeneräle, was es ihm ermöglichte, einem US-Haftbefehl und einer später auf seinen Kopf ausgesetzten Belohnung von zwei Millionen Dollar zu spotten. Er hatte gerade die Bevölkerung mehrerer nahe gelegener Dörfer abgeschlachtet, die es gewagt hatte, Opium an seine Rivalen zu verkaufen.

Das Treffen mit dem Kriegsherrn gestaltete sich noch erschöpfender als die Erklimmung seines Berges. Nachdem er uns drei Stunden hatte warten lassen, donnerte Khun Sa mit Höchstgeschwindigkeit in einem japanischen Lastwagen heran, sechs Soldaten auf der Ladefläche mit kerzengerade gehaltenen M-16-Gewehren. Beim plötzlichen Halt sprangen seine Leibwächter ab und bildeten ein Spalier zu unserem Teetisch. In eine Kha-kiuniform ohne Abzeichen gekleidet, marschierte der General auf mich zu, schob sein Gesicht dicht an meins und schüttelte meine Hand mit einem unsanften Handschlag. Bei jeder Begegnung, ganz gleich wie unbedeutend, war er entschlossen, zu dominieren, mit dem Willen, der ihn vom Kindersoldaten zum Heroinkönig gemacht hatte.

Vom ersten Augenblick unseres Treffens gab es eine seltsame Art von beiderseitiger exotischer Faszination zwischen uns. So wie mich die Aufspaltung seines Egos vom Kindersoldaten zu einem mächtigen Kriegsherrn mit 20 000 Soldaten, einem Hochlandkönigreich und der Kontrolle der Hälfte des weltweiten Heroinangebots faszinierte, schien Khun Sa, während er bei unserem Interview endlos mein Buch befin- gerte und durchblätterte, neugierig auf meine Fähigkeit, die dreidimensionale Realität des Shan-Staates, seiner Berge und verstreuten Dörfer auf zwei Dimensionen zu reduzieren und zwischen zwei Buchdeckel zu bannen.

Khun Sa eröffnete das Gespräch sofort mit dem Angebot, meine Dienste als Autor zu kaufen, und erzählte dann sein Leben, wobei er sich als Shan-Nationalist, als Freiheitskämpfer neu erfand. Als mir klar wurde, dass er uns mit Plattitüden überhäufen würde, wenn ich seinen Redestrom nicht bremste, mühte ich mich ab, ihn auf das Feld der Realpolitik von Gewehren, Drogen und Dollar zu manövrieren.

Nach, wie mir schien, endlosen psychologischen Sparringsübungen beugte sich Khun Sa schließlich widerwillig der Autorität der Videokamera meiner Filmcrew. Als ihn meine Fragen auf das unangenehme Terrain von Rauschgift und Geld führten, untermauerte er seinen Gegenangriff, indem er seinen Oberschenkel gegen meinen presste, seine Schulter an meine stieß und mein Knie in einen harten Griff nahm. Als wir uns nach meiner letzten Frage für Fotos aufstellten, beugte sich Khun Sa zu seinen Leibwächtern und bemerkte mit deutlicher Verärgerung: »Dieser Kerl ist größer als ich.« Dann presste er seine Wange gegen meine. Ich konnte das Malariagelb in seinen Augen, die Tabakflecken auf seinen Zähnen und die schwarzen Nasenhaare sehen, die sich von der blassen Haut abhoben. Beim Abschiedshandschlag verdrehte er mir mit einer Dominanzgeste vom Schulhof die Hand und griff so fest zu, dass meine Knöchel knackten. Plötzlich löste er den schmerzvollen Griff und rief »Los!«. Die Leibwächter sprangen auf den Lastwagen, und schon donnerte er mit 80 Stundenkilometern die Lehmplatte hinunter. Statt seine Abfahrt zu fotografieren, sackte ich auf meinen Stuhl zurück, wobei meine Arme aus dem sich lösenden Angstkrampf nach hinten federten, so dass die Kamera durch den Raum segelte. Sie brach auf; der Film war hin.

Drei Monate später, zurück in meiner Universität in Madison, erhielt ich einen unerwarteten Anruf, der mich über die Bedeutung meines Treffens mit Khun Sa ins Grübeln brachte. Ein Forscher von der Abteilung für angewandte Physik des Battelle Institute, einer Forschungsstelle der Ohio State University, wollte wissen, ob ich ihm bei einem überaus schwierigen Auftrag des US-Verteidigungsministeriums helfen könne. Die Regierung Clinton führte eine Überprüfung der US-Drogenpolitik durch. Nun hatte die Abteilung für Rauschgiftbekämpfung des Pentagons, das Office of Drug Enforcement Policy and Support, seiner Denkfabrik den Auftrag erteilt, mein Buch zu lesen und daraus Empfehlungen für politische Maßnahmen abzuleiten. Als Physiker an ein rationales Universum und lösbare Probleme gewöhnt, fanden die Forscher vom Battelle Institute die US-Drogenpolitik und mein Buch nahezu unverständlich.

So begleitete mich im Juli 1994 Vince Puglielli, der Leiter für angewandte Physik des Battelle Institute, zu einem Lunch im Pentagon und einem Informationsgespräch mit Brian Sheridan, ehemals Experte bei der CIA, nun Vizeunterstaatssekretär im Verteidigungsministerium. Etwa 60 Menschen bevölkerten den Tagungsraum, um sich meinen Vortrag über »Die Geschichte der Opiumproduktion und Folgerungen für die US-Drogenpolitik« anzuhören. Ein innerer Kreis aus Militäroffizieren mittlerer Ränge mit Namensschildern, ein äußerer aus Geheimdienstexperten in

anonymen Anzügen. Nachdem Brian Sheridan mit einigen klugen Fragen begonnen hatte, entwickelte sich die Diskussion zu einer weit ausholenden Kritik der US-Drogenpolitik, was darauf hinwies, dass viele Pentagon-Mitarbeiter Zweifel an den Erfolgchancen dieses endlosen Kriegs gegen eine unsichtbare Armee hegten.

Als ich mit der U-Bahn zum National Airport fuhr, um von dort nach Hause zu fliegen, konnte ich nicht umhin, die Ironie der Situation auszukosten. Ich musste die Biegsamkeit des amerikanischen Staates bewundern – der mich an einem Tag wegen subversiver Ideen wie ein Insekt zu zerquetschen versuchte, um mich am nächsten zum Mittagessen einzuladen, um mit mir die Konsequenzen eben dieser Ideen für politische Reformen zu erörtern. Eine Woche später rief Vince Puglielli an. Er war mit meinem Abschlussbericht zufrieden und sagte, man habe aus dem Weißen Haus eine beispiellose Bestellung von 75 Exemplaren erhalten. Aber die Novemberwahlen brachten republikanischen Konservativen die Mehrheit im Abgeordnetenhaus. Präsident Clinton steuerte bei der Verbrechensbekämpfung hart nach rechts, indem er dem Omnibus Crime Bill¹⁰ zustimmte, General Barry McCaffrey zum Antidrogenzar ernannte und die Drogengesetzreform über Bord warf – eine politische Entscheidung, die er später bedauerte.

Aber es war Khun Sas plötzliche Kapitulation zwei Jahre später, 1996, die mich wirklich zwang, über die Bedeutung des amerikanischen Antidrogenkriegs neu nachzudenken. Angesichts der vorrückenden birmanischen Armee und des Drucks aus Washington, ihn festzunehmen, ließ General Khun Sa einfach 5 000 Soldaten zu einer Kapitulation vor laufenden Kameras antreten und zog sich nach Rangun zurück, um seine Investitionen zu verwalten. Wie zum Hohn des diplomatischen und militärischen Aufgebots, das man gegen ihn in Stellung gebracht hatte, verminderte sich der Heroinstrom aus dem Goldenen Dreieck nach dem Fall des mächtigsten Drogenbarons aller Zeiten kaum. Dennoch bleibt die Gefangennahme von Kriminellen wie Khun Sa bis heute ein Hauptzweck des US-Kriegs gegen die Drogen. Von 1981 bis zur Gegenwart bestand das letzte Ziel des amerikanischen Drogenkriegs darin, Kartelle zu zerschlagen und ihre Führer zu fassen, ob Pablo Escobar, Khun Sa oder Joaquin »El Chapo« Guzman. In der Logik dieser Kriegsmetapher hätte Khun Sas Fall, wie der von Pablo Escobar, Anlass für eine Siegesparade sein müssen. Aber niemand in Washington marschierte auf. Warum nicht?

Obwohl im globalen Drogenhandel von zentraler Bedeutung, sind Drogenbarone wie Khun Sa gegen Repression immun. Sie können nur verhaftet werden, wenn der Handel sich so verlagert, dass sie Macht, Gewinne

und Schutz verlieren – was sie überflüssig und ihre Festnahme bedeutungslos macht. Kurz, wir fangen nur dann einen Drogenbaron, wenn er keiner mehr ist. Denkt man über dieses Paradox nach, stellen sich Fragen über die Effizienz der amerikanischen Drogenkriege, denen ich im letzten Kapitel dieses Buches auf den Grund gehe. Wenn die Festnahme von Khun Sa, dem König der Drogenkönige, bedeutungslos ist, wie lässt sich dann ein Krieg gegen die Drogen gewinnen? Wenn wir nicht gewinnen können, warum kämpfen wir dann noch nach 40 Jahren weiter? Sollten wir noch einmal 40 Jahre kämpfen?

Immer wieder kommt diese Studie über die internationale Drogenverbotspolitik auf die Person von General Khun Sa und seinen fünfzigjährigen Aufstieg vom Soldatenjungen zum König der Drogenkönige zurück, der über die Hälfte der Weltheroinproduktion gebot. Khun Sas Fall 1996 und das völlige Ausbleiben einer Wirkung auf den Drogenhandel erlaubten mir plötzlich, glasklar die kontraproduktive Dynamik der Prohibitions politik Washingtons zu erkennen.

Im selben Jahr, in dem Khun Sa kapitulierte, löste ein Reporter des *San Jose Mercury* Namens Gary Webb eine heftige Kontroverse über die andere Hälfte des globalen Drogenhandels aus. Er erhob den Vorwurf, dass die CIA in den 1980er Jahren Kokainschmuggler geschützt habe, deren Erlöse in den Kampf der Contra-Guerilla gegen die linke Regierung der Sandinisten in Nicaragua flossen. Die Medien unterzogen Webbs Story einer peinlich genauen Prüfung, die Zweifel an der Integrität seiner Arbeit nährte. Ein Großteil seiner Geschichte war zwar detailliert und richtig, er hatte aber den Fehler begangen, eine Hypothese als Tatsache hinzustellen, dass nämlich der mit der Contra in Beziehung stehende gewaltige Kokainschmuggel in die USA eine landesweite Nachfrage nach Crack-Kokain angefacht habe. Als die Kritik in der Presse zunahm, wurde Webb in das Vorstadtbüro der Zeitung versetzt und später gefeuert. 2004 beging er Selbstmord. Sein trauriges Ende erinnerte mich daran, wie nahe ich selbst einem ähnlichen Schicksal gekommen war. Ein Fehler, egal wie klein, konnte selbst eine ausgezeichnete Karriere vernichten. Jahrzehntlang war ich durch ein berufliches Minenfeld gelaufen und hatte die Detonationen an jeder Wendung nicht bemerkt.

Obwohl die Medien Webbs Vorwürfe abtaten, führte der Generalinspekteur der CIA eine Untersuchung durch, die eine enge Allianz des Geheimdienstes mit einem karibischen Kokainschmuggler aufdeckte. Tief vergraben im zweiten Band dieses Berichts, beginnend mit Absatz 913, fand sich ein bemerkenswerter Schatz von Zitaten aus geheimen internen CIA-Dokumenten und Befragungen. Aber die tonangebenden Medien la-

sen nur die Zusammenfassung, ignorierten die so gut verborgenen Enthüllungen und überließen es allein dem vorliegenden Buch, sie ans Licht zu heben. Signifikanterweise belegte der Untersuchungsbericht mit seinen Zitaten aus internen Dokumenten und Befragungen eben jenen CIA-Schutz für Drogenbarone, den ich in der allerersten Ausgabe dieses Buches 1972 aus der Außenperspektive beschrieben hatte. Weitere Beweise fanden sich andernorts: Das Muster der CIA-Protektion für verbündete Drogenbarone, das ich schon in den 1970er Jahren in Birma und Laos beobachtet hatte, wiederholte sich mit bemerkenswerter Ähnlichkeit bei den US-amerikanischen Afghanistan-Operationen von 1979 bis 1989 und 2001 bis 2015.

Kurz, meine einstmals umstrittene These über die Komplizenschaft der CIA im Drogenhandel, die sich aus ihrer engen Zusammenarbeit mit mächtigen Drogenbaronen ergibt, wird von den eigenen Quellen des Geheimdienstes und, wichtiger noch, von der Geschichte selbst untermauert. Dem Geist von Cord Meyer jr. und anderen CIA-Vertretern, die dieses Buch wegen angeblicher Lügen verhindern wollten, kann ich nun schlicht entgegenschleudern: Dies ist, in den Grenzen menschlicher Fehlbarkeit, eine objektive, genaue Darstellung der Vergangenheit.

So sollte denn diese neueste Ausgabe des Buches auch seine letzte sein. Sie ist nicht nur um die jüngsten Entwicklungen in Lateinamerika und Afghanistan erweitert (siehe Kapitel 9), sondern präsentiert hier gleich im Anschluss auch mein aus vierzig Jahren empirischer Arbeit abgeleitetes theoretisches Resümee.

Die staatlich verdeckte Unterwelt

Weitere Infos zum Buch und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf:
www.westendverlag.de